

in die Höhe, kann aber doch nicht fort, wird festgehalten und beruhigt sich. Unser Ringstraßenhaus ist wie ein Feuilleton. Ein Feuilleton ist etwas Wichtiges und Unwesentliches, das gar nicht da ist, sondern nur so thut. Wenn jemand nichts zu sagen hat, sondern uns nur einen Schein vormacht, so nennen wir das ein Feuilleton; es fliegen Worte hin und her, aber nicht, um uns etwas zu bringen, sondern bloß um zu fliegen; dieses Fliegen ist lustig, aber wir haben doch nichts davon. Nach und nach sind wir jetzt doch schon so weit gekommen, daß wir vorziehen, wenn uns jemand lieber auf eine einfache und gute Art etwas gibt, das wir uns behalten können, etwas Wirkliches. Da wird es wohl mit der feuilletonistischen Architektur auch bald aus sein.

Eritt man in so ein Landhaus ein und geht in die Zimmer, so staunt man. Hier findet man Harmonie, Stimmung oder wie man das nennen will, das sich nicht aussprechen läßt: das, was wir nicht haben. Ich erinnere mich nicht, in unseren Städten jemals ein Zimmer gesehen zu haben, in dem einen nicht irgend etwas stören würde. Die einzelnen Dinge mögen noch so schön sein, es ist immer etwas da, das widerspricht. Hier nicht. Hier scheint dieselbe Melodie durch alle Zimmer der Wohnung zu fließen und alles stimmt ein. Das ist seltsam. Man fragt sich: Wie wird das hier erreicht? Es sind doch eine Menge Dinge da, von denen man meinen sollte, daß sie sich gar nicht vertragen können. Da sind noch Möbel von den Eltern, dazu Geschenke aus unserer Zeit, an der Wand ganz verblasste Photographien von alten Tanten und daneben eine Radirung von Klinger nach Böcklin. Aber es macht nichts, denn diese Zimmer haben etwas, das sich schwer ausdrücken läßt — ich möchte sagen, daß sie einen Schwerpunkt haben; dieser bestimmt alles, es muß eben so sein, wir empfinden, daß es so ist, wie es der Zweck verlangt, und das empfinden wir als schön. Das ist es, was unseren Wohnungen in der großen Stadt fehlt. Diese werden zum Anschauen aufgestellt und wenn man nun auf eine heimliche Art, ganz verstoßen, sie doch auch zu bewohnen versucht, so geht es schon nicht mehr zusammen. Denkt man darüber ein bißchen nach, so wird man gewahr, daß wir eben einen ganz falschen Begriff der Schönheit haben: wir glauben, die Schönheit ist etwas, das dem Menschen erst hinzugefügt werden muß. Auf der einen Seite steht der Mensch mit seinen Bedürfnissen, von der anderen kommt der Tapezierer her und stellt um ihn eine „schöne“ Decoration auf. Aber der Mensch stört die Decoration und die Decoration stört den Menschen. Unsere Zimmer in den großen Städten sind nur anzusehen, wenn kein Mensch in ihnen ist. Sie sind für den Photographen da, nicht zum Wohnen. In der Provinz ist man noch nicht so weit. Dort weiß man noch, daß das Bett am schönsten ist, in dem man am besten schläft, der Stuhl, auf dem man am besten sitzt, der Krug, aus dem man am besten trinkt. Dort weiß man noch, daß ein Zimmer einen Schwerpunkt haben muß: das Bedürfnis des Menschen. Dort weiß man noch, was die Schönheit des Zimmers ist: seinem Herrn mit der größten Vernunft einfach und redlich zu dienen. Ist man in diesen Zimmern gewesen, so kennt man ihre Menschen, man weiß ihr Leben, man fühlt ihr Trachten mit.

Auf der Gasse in Fisch wird einem der Architekt der großen Stadt zuwider, im Zimmer werden es einem unsere Menschen. Hier leben kleine Leute gelassen, thun ihre Arbeit, nützen, fügen sich, fragen nicht und sind zufrieden. Wenn von ihnen einer stirbt, wird ein Platz leer. Wer unter uns kann das von sich sagen? Haben sie nicht Recht, daß sie unser ganzes Treiben auf ihre höfliche und ruhige Art, mit einem leichten Lächeln, von sich abwehren? Wir reden so viel von Cultur. Haben sie nicht mehr Cultur als die im Tumult der großen Städte sich betrugenden, niemals gewissen Menschen? Was ist denn Cultur? Daß jeder sich zum Höchsten bringen und nach seiner Kraft auf das Reinste wirken kann! Wer von uns darf denn das? Wie viel Gutes und Redliches sehen wir in unserer Hast sich verlieren! Unsere wilde Sehnsucht bleibt nie stehen, der Gehegte besinnt sich nicht, nie erblicken wir das wahre Leben. Aber dort geht der Mann nach der Arbeit abends mit ruhigem Gewissen den stillen Weg um den Fainzen, einsam oder mit der munteren Gattin, ein Hündchen springt bellend voraus. Oft wendet er sich im Steigen, blickt ins Thal, drüben glänzt das Gebirge. Rings ist das Blühen, das große Blühen. In der Stille wird die Seele wach. Hier kommt ihm der Wirt entgegen mit seinen Befürchtungen, dort blickt der Landmann nach dem Wetter aus, eine Alte hat sich müde an den Weg gesetzt. Ueberall sieht er das wahre Leben an, der Ernst unserer Bestimmungen ist unverhüllt. Da bellt das Hündchen wieder, die Gattin ruft ihn. Und rings ist das Blühen. Ist er nicht glücklicher, der stille Mann, der uns lächelnd abwehrt, als wir Armen, die immer nur im Schein mit bloßen Worten spielen?

Hermann Bahr.

## Die Woche.

### Politische Notizen.

Nachdem sich vor wenigen Wochen die Socialdemokratie in Oesterreich als „staatserkhaltende Partei“ erklärt hat, ist die in allen anderen Staaten herkömmlicher Weise den Händen der Socialdemokratie anvertraute Stelle des „destructiven Elements“ in Oesterreich frei geworden. Ich hatte ursprünglich die Absicht, durch die Redaction der „Zeit“ eine öffentliche Concurrenz um diese Stelle auszusprechen zu lassen, bei welcher der an positiven Regierungsideen am wenigsten Bietende den Sieg davon tragen sollte. In den letzten Tagen bin ich von diesem Plan abgekommen. Ich sehe ein, die Concurrenz ist nicht nöthig. Wer in dem Wettbewerb siegen würde, ist von vornherein todte Gewißheit, die k. k. Regierung nimmt unbestreitbarer Maßen die Stelle des destructiven Elements in Oesterreich ein. An positiven Regierungsideen bietet sie, wie sich immer klarer zeigt, weniger als irgend eine der zahlreichen Parteien. In der positiven Destructivthätigkeit übertrifft sie alle Radicalen, die Socialdemokraten mitsammt den Anarchisten anderer Länder eingeschlossen. Es mögen Zweifel darüber bestehen, ob die österreichische Socialdemokratie, bei ihrer notorisch noch unvollkommenen Entwicklung, die Kraft hat, den Staat zu erhalten. Darüber ist aber kein Zweifel, daß die k. k. Regierung, mit ihrer Jahrhunderte alten Organisation und ihren überlegenen Machtmitteln, der in dieser verkehrten Welt von ihr übernommenen Aufgabe der Destructio noch immer reichlich gewachsen ist. Diese Stelle wenigstens ist in Oesterreich gut besetzt, und wenn wir schon zugrunde gerichtet werden, sind wir des einen Trostes doch sicher, daß das mit aller k. k. Regierungsgewalt geschieht.

In den häufigen Budapest Reisen des Grafen Thun und des Herrn Dr. Raizl sehe ich einen Beweis nutzlosen Uebereifers. Ich bin nämlich überzeugt, daß — wie die Verhältnisse jetzt liegen — der ungarische Ausgleich auch ohne ihre Bemühungen nicht zustande kommt.

Da der vom Grafen Goluchowski mit so großem Scharfblicke für das Frühjahr 1897 vorausgesehene und durch einen ausgiebigen Nachtragscredit vorbereitete Krieg nicht eingetreten ist, verwendet der Kriegsminister Freiherr v. Krieghammer seine angesammelte kriegerische Energie jetzt dazu, um gegen die Grazer Studenten Krieg zu führen.

In diesem Krieg kommen sogar noch grausamere Grundsätze zur Anwendung als in jenen anderen Kriegen, welche von anderen Kriegsministern geführt werden. Denn in jenen anderen Kriegen gilt es durchaus nicht als unehrenhaft, einem gefallenem Feind die letzten Ehren zu erweisen. Die 33 Grazer Reserveofficiere aber, welche dem Sarge des von den Bosniaken erschossenen Arbeiters Rittner folgten, wurden deswegen cassiert! Natürlich! Wenn man nur einen Todten hat, so muß man diesen Einzigen um so mehr — mißsehren.

Wenn man den bosnischen Feldzug von 1879 mit der Grazer Badeni-Campagne von 1897 vergleicht, sieht man ein, daß die Bosniaken denn doch ein sehr kriegstüchtiger Volksstamm sind. Läßt man sie mit Mannlichergewehren gegen Ziegenhainer marschieren, so siegen sie, wie sie wollen.

Was die berühmte „Staatsautorität“ für eine sonderbare Heilige doch ist! Jetzt verlangt sie gar, daß die Grazer die bosnische Militärkapelle anhören müssen, gerade weil sie nicht anhören mögen. Gott behüte jetzt nur die Grazer Stubenmädels und Köchinnen davor, daß sie sich der allgemeinen militärfeindlichen Bewegung anschließen und ihre Verhältnisse mit bosniakischen Gemeinden, Gefreiten und Corporalen abbrechen. Mein keusches Herz schaudert bei dem Gedanken an die draconischen Maßregeln, welche der Kriegsminister in diesem Fall anbefehlen würde, um, im Interesse der gefährdeten Staatsautorität, die Grazer Dienstbesen zur Bosniakenliebe zu zwingen.

Wenn ich an der Stelle des Grafen Thun wäre, würde ich den Grazern, nachdem sie ihrem neuen Oberlandesgerichts-Präsidenten Grafen Gleispach einen so unliebenswürdigen Empfang bereitet haben, als Strafverschärfung den Grafen Badeni als Statthalter von Steiermark hinunterschieden. Und wenn die Grazer ihn nicht gutwillig einlassen, so wird die Stadt militärisch belagert, beschossen und dem Erdboden gleichgemacht. Ich bin überzeugt, daß dann endlich definitiv die langersehnte Jubiläumruhe in die steirische Hauptstadt einziehen wird.

Sowie Wippchen einst von Bernau aus seine russisch-türkischen Kriegsberichte schrieb, so leitet jetzt der Graf Gleispach das Grazer Oberlandesgericht von seinem Landsitz Birkwieze aus.

Die Schlachzizen sind doch, wie sich in den Delegationen an dem Nachtragscredit-Referat des Infelchens Madyski wieder gezeigt hat, die patriotischsten Leute in Oesterreich. Sie sind jederzeit bereit, für die Zwecke des gemeinsamen Militärbudgets Gut und Blut — der anderen zu opfern.

Der Rath, den ich vorige Woche der czechischen Intelligenz gegeben habe, um den 12<sup>o</sup>igen Dr. Herold von der Festrede bei der Palach-Feier abzuhalten, ist, wie ich aus czechischen Blättern ersehe, sehr beifällig aufgenommen worden. Nur sagt man mir, daß er sich nicht ausführen läßt, weil die czechische Intelligenz arm ist und der Mäcen ihr fehlt, der Herrn Dr. Herold die Festrede abkaufen könnte. Ich muß deswegen meinen Vorschlag nach der finanziellen Seite hin modificieren. Arme Leute, wie die Herren von der czechischen Intelligenz, können keine Mäcene sein. Aber Leute von der Feder, wie sie es sind, haben schon oft genug bei Ueberschwemmungen, Feuersbrünsten und anderen öffentlichen Calamitäten durch Herausgabe von Autographen-Albums ganz